

garantienloses Entgegenkommen und opferwilligen deutschen Verzicht sichern zu können glaubten und von der Preisgabe Elsass-Lothringens dauernde Verständigung mit Frankreich erhofften. Nun flutet gegenüber den französischen Ruhelassen eine heiße Welle der Empörung durch alle Herzen, die noch deutsch denken, sie greift über auf alle Parteien, Klassen, Körperschaften, Verbände und Betriebe und scharf und klar erzielt auch der Niederrheinische Landbund auf seiner letzten Tagung den Franzosen die händige Antwort:

„Die im Niederrheinischen Landbund vereinigten, am 5. Dezember 1922 in Weil veranstalteten Landtage des Niederrheins beklagen als Entgegennahme auf die von Frankreich verübtenden Schläfe auf die Rheinländer ihre unverbrüderliche Treue zum Reich und zu Preußen. Je größer die Not ist und je stärker der Druck von außen, umso seher die Treue zu unserem angestammten Vaterland! Wir Niederrheiner sind und bleiben Deutsche!“

Das Echo schallt zurück aus allen deutschen Gauen: Treue um Treuel! Von Ostpreußen klingt es, nach dem die Polen schließen, die Polen, denen deutsche Gnuligkeit und Kurzfristigkeit in den Sattel half, aus den Alpenländern, deren Bauern den Anschluss an den Reichs-Landbund vollzogen, ein erster Vorbot des großen Anschlusses, der kommen wird und kommen muss. Aus dem Memeland klingt es, mit dem das kleine Lauen schon als wertvollen Zuwachs rechnet, das durch deutsche Arbeit erst mühevoll auf die Beine gestellt wurde.

Es hallt mächtig wider aus Schlesien, das, mit französischer Hilfe durch Polen in zwei Teile zerrissen, sich mit Recht vor weiteren polnischen Gewalttatungen sorgen muss, und aus der Tschechoslowakei, die uns das Habschiner Landchen rauschte und, begünstigt durch den Stand der Valuta, sich nicht nur am Ausverkauf in Deutschland lebhaft beteiligt, sondern auch mit langen Fingern über die Grenze greift, um in Berlin und anderen Städten Mietbauten, im Glover Land Grundbesitz zu ergaunern. So sehen wir nahezu alle unsere Grenzmarken, ob sie auch in tausendjähriger Geschichte den Wunsch, deutsch zu sein und zu bleiben, immer wieder durch Wort und Tat befürworten, aufs schwerste bedroht. Die Feinde stehen wasserkirrend an allen Grenzen. „Ganz Deutschland oah, in Schmied und Schmerz; mit ihm das Land Tirol!“ Wir aber lieben uns Waffe und Wehr aus der Hand schlagen, und nur eins kann uns noch helfen, das ist vollste Einigkeit, Einigkeit in dem Gedanken, um deutschen Boden festzuhalten, soweit die deutsche Sprache klingt, festzuhalten an dem Gedanken Ernst Moritz Arndts, daß die einzige gültige Naturgrenze eines Volkes seine Sprache ist und wir deshalb das Selbstbestimmungsrecht fordern müssen, mit dem Wilson die leichtgläubigen Deutschen zur Anerkennung der Waffen verloren hat. Das Selbstbestimmungsrecht immer wieder fordern, grüßen wir die bedrohten Stammesgenossen in Ost und West, in Süd und Nord, geloben Treue um Treue und hoffen zuversichtlich, daß die Not endlich doch uns Deutschen zusammenzuschieben wird zur Einigkeit den äußeren Feinden gegenüber. Mag man im Innern „Gegener“ sachlich bekämpfen, der „Feind“ sieht nicht rechts noch links, er steht drohender denn je an den Grenzen. Sei einig, deutsches Volk!

Ratten gegen Ratten.

Neue Wege zur Vertilgung der Tiere.

Die Nationen sind, wie die Verhandlungen in den landwirtschaftlichen Vereinen, den Kleintierzuchvereinen usw. beweisen, eine starke Sorge nicht allein des Landmanns, sondern auch des Städters. Sie machen unendlichen Schaden an den Körnerfrüchten und an allen Vorräten, sie unterwohnen das Mauerwerk, und was noch dazu kommt. Sie sind die Verbreiter fast aller ansteckenden Krankheiten von Stall zu Stall. In der Schweiz kommt in den letzten Jahren genau festgestellt werden, wie durch Rattenzüge die Raub- und Kleinstiefe über weite Strecken, von einem Ort zum anderen, verschleppt wurde. Dass auch menschliche Krankheiten, in Wien z. B. die Pest, in den Ratten ihre Hauptträger haben, ist längst bekannt. Der Kampf gegen die gefährlichen, durch ihre starke Vermehrung besonders lästigen Ratten ist also für alle äußerst wichtig. Mit Giften und Fallen aller Art geht man ihnen zu Leibe, aber der Erfolg ist noch recht gering. Es sollen deshalb hier

zwei neue Verfahren mitgeteilt werden, bei denen man sich der Ratten selbst bedient, um die Zahl der Ratten zu beschränken.

Das erste stammt von einem Australier Rodier in Melbourne. Dieser empfiehlt, vor den gefangenen Ratten nur die Weibchen zu töten, die Männchen aber wieder laufen zu lassen. Durch dieses Verfahren, sagt er, tritt in der Nachbarschaft eine Zunahme der Männchenzahl gegenüber den Weibchen auf, eine Übermännerung. Die Folge ist, daß die Weibchen infolge der fortgesetzten Unruhe nicht dazu kommen, Nachkommen zu großzulegen. Durch unser bisheriges Verfahren, die gefangenen Ratten sämtlich zu töten, erreichen wir gerade das Gegenteil. Da die männliche Rasse wagemutiger ist als die weibliche, geht sie leichter in die Falle, und es werden viel mehr Männer gefangen als Weibchen. Töte man sie, so tritt bei den in Freiheit lebenden Tieren ein Überwiegen der Weibchen gegenüber den Männchen ein, ein Zustand, der für die Vermehrung dieser Tiere nur günstig ist. Man töte also nur die gefangenen Weibchen und gebe die Männchen wieder frei.

Natürlich gehört dazu jahrelange Geduld und Ausdauer. Im Zoologischen Garten zu Manchester, wo man das Verfahren seit 1915 angenommen hat, ist der Fang einem besonderen Angestellten übertragen. Man hat dafür Keller angelegt, deren Befüllungsanlage man genau kennt. In diesen Kellern werden die Ratten durch Lockspeisen angelockt; sind die Räume gut besetzt, so schleicht man alle Löcher durch Schiebetüren, bis auf eine höhere, in die eine Rastenkasse kommt. Durch Hunger getrieben, sammeln sich in kurzer Zeit sämtliche in dem Keller angesammelten Ratten. Man töte nur die weiblichen. Der Erfolg ist, daß die Zahl der monatlich gefangenen Ratten seit 1915 von 35 auf 18, also fast auf die Hälfte zurückging. Woraus zu schließen ist, daß auch die Zahl der sich in der Umgebung häufenden freilebenden Ratten auf die Hälfte gesunken sein dürfte.

Ein anderes Verfahren bringt ein Herr Max Rector in Berlin in Erinnerung; es soll von den Holländern auf Java vielfach angewendet werden. Man fängt zunächst einige Ratten in Rastenkästen und bringt sie lebend in eine Liste, aus der sie nicht entwischen können. Der Hunger zwingt sie, sich gegenseitig aufzufressen. Von drei gefangenen Ratten werden zunächst die zwei stärkeren, die dritte schwächere erledigt, nach einer Zeit erfolgt der Zweikampf der Überlebenden. Ist es so weit, daß eine die andere aufgefressen hat, so läßt man den letzten Sieger frei. Diese Ratte zieht von jetzt ab Rattenfleisch jeder anderen Rasse vor, sie ist zur Kannibalismus geworden und wird zur Mörderin aller ihrer Artgenossen in der Umgegend, bis sie schließlich einmal an den Untergang kommt. Sie befährt alle Röhren, durchtritt alle Schlupftüren, gebraucht alle Löcher, um andere Ratten zur Strecke zu bringen, und arbeitet also viel wirksamer, als es der Mensch oder etwa eine Katze vermöchte.

Beobachtung der Natur ist Folge von Kenntnis und Beobachtung.

Bermischtes.

▲ Errichtung des Golfsstroms. Die Behauptung eines Pariser Professors, daß der Bau einer Küstenbahn in Florida eine Abteilung des Golfsstromes zur Folge gehabt habe und daß sich für Großbritannien und Frankreich die unerfreuliche Aussicht auf eine neue Eiszeit eröffne, hat unter den amerikanischen Gelehrten lebhafte „Entzückung“ hervorgerufen. Sie haben an den Franzosen die bündige Anspruchserklärung, das Beweismaterial, auf das sich seine Behauptung stützt, sofort weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Inzwischen haben die wissenschaftlichen Hilfsarbeiter des Amischen Weiterbureaus der Vereinigten Staaten sich in einer energischen Erklärung gegen die Behauptung ausgesprochen, daß der Golfsstrom durch die Planungs- und Auffüllungsarbeiten auf dem Gelände zwischen den Korallenriffen in Florida auf dem man die Eisenbahn bau, irgendwie in Mißidenheit gezogen wird. Nach den Erklärungen des Chefs des Büros liegen die Korallenriffe überhaupt nicht im Bereich des Golfsstroms. Es ist also nicht anzunehmen, daß Frankreich und England in absehbarer Zeit erfrieren werden.

▲ Säge aus Gips. Ingenieur Graebner, der Leiter der Fränkischen Gipsquarzwerke in Augsburg, sprach in einem Vortrage über die Einführung von verhältnismäßig billigen Gipsärgen. Bei Einführung dieser Säge würden große Summen gespart werden können. Es soll bereits die Bildung einer Aktiengesellschaft in Aussicht genommen sein.

▲ Tragödie in einer Opiumöhle. In Cardiff (England) stand man in einem berüchtigten Hause einen Chinesen tot vor; neben ihm lagen drei völlig bewußtlose Engländerinnen. Der Raum, in dem die Frauen und der tote Chinesen gefunden wurden, war sehr klein und ähnlich ausgestaltet. Die elegant gekleideten Frauen, die der vornehmen Gesellschaft Cardiffs entstammen, atmeli noch schwach. Durch übermäßigen Opiumgenuss waren ihre Gesichter völlig gelb gefärbt. Sie wurden durch belebende Strychnineinspritzungen nach etwa einer Stunde wieder zum Bewußtsein gebracht, waren aber zu schwach, um über den Tod des Chinesen oder über sich selbst Auskunft zu geben.

▲ Eine Autoexpedition durch die Sahara. Pariser Männer nbeln, daß binnen kurzem eine französische Expedition, die über vier Automobile verfügt, verlaufen will, die Wüste Sahara zu durchqueren. Die Automobile sind mit besonders konstruierten Rädern versehen, die ihnen erlauben, auch im Sand sich zu bewegen. Die Expedition wird die Stadt Zugurt in Nordafrika am 10. Dezember queren und hofft, am 10. Januar die Sahara durchqueren zu haben und in Timbuktu einzutreffen. Die zu durchquerende Strecke beträgt über 3000 Kilometer.

▲ Liselotte von der Pfalz. Vorz. weißtigstes Jahren, am 8. Dezember 1722, starb in St. Cloud bei Paris eine der sympathischsten Erziehungen des französischen Hofes des Rosolo, Elisabeth Charlotte von Orleans, die als „Liselotte“ berühmt gewordene Tochter des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz. Ihr gesundes, oft herbes Wesen, ihre echte deutsche Gemüthe, ihre Wahrhaftigkeit und Abneigung gegen das glänzende höfische Scheinwoesen offenbaren sich in ihren Briefen, die für die Kenntnis des französischen Hoflebens jener Zeit sehr wertvoll sind. Liselotte wurde mit dem Bruder des Königs Ludwig XIV. von Frankreich, dem Herzog Philipp von Orleans, einem an Körper und Geist schwächeren Manne, vermaßt. Die Heirat sollte bei etwaigen kriegerischen Verwicklungen die Pfalz vor Schädigung bewahren. Der Herzogin war es darum um so schmerzlicher, als Ludwig XIV. später, mit heuchlerischer Berufung auf die angeblichen Erbrechte seiner Schwägerin, Anspruch auf einen Teil der Pfalz erhob und das Land, das er gegen die Koalition der europäischen Mächte nicht zu behaupten vermochte, 1689 aus Rache aus das durchsetzte verheerten ließ. Ludwigs General Melac hat damals u. a. die Stadt Heidelberg niedergebrannt und das herrliche Heidelberger Schloss zum Tell in die Luft sprengen lassen.

▲ Was noch zu besteuern war. Die Stadt Waren in Mecklenburg ist auf den Einfall gekommen, Klubseßel und Sofas zu besteuern, so daß man dort nicht einmal mehr sein Nachmittagschädelchen in Ruhe absolvieren können, da man natürlich von dem Aufhängerzettel träumen wird. Jetzt fehlt nur noch, daß jemand sich einzahlen läßt, auch das „gute Gewissen“, das bekanntlich gleichfalls zu den Schätzensachen für Ruhelose gehört, zu besteuern. Es wäre dabei allerdings zu besorgen, daß die Steuerer nicht gemügt einbrächte.

▲ Belagerung Amerikas. Mehr als hundert mit Whisky beladen Schnuggeschiffe liegen zurzeit vor der Küste von New Jersey mit der bösen Absicht, die Staaten, die unter dem Mangel an Alkohol schwer zu leiden haben, im gegebenen Augenblick unter Schaus zu setzen. Sie liegen natürlich außerhalb der Dreimeilenzone, die Amerikas Gesetzgeber in hauptsächlicher Weise gegeben haben, um die Reichweite des Alkoholverbots bis aufs offene Meer hinzu auszudehnen. In großer Schwärze treuen in dieser Dreimeilenzone die Kutter der Zollbeamten hin und her, aber die Schnuggärt sind den Zöllnern über und landen an unbewachten Punkten so viel Whisky, daß wer will und die nötigen Dollars hat, um seinen Willen in die Tat umzusetzen, sich trotz aller Zollverbote auch im Vorteile der unbegrenzten Möglichkeiten und der begrenzten Freiheiten einen ganz anständigen Rausch zulegen kann.

Das alte Lied.

Roman von Mr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

Es war ein alter König,
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau —
Der arme alte König,
Er nahm eine junge Frau.
Kennen Du das alte Liedchen?
Es klingt so süß, es klingt so traurig,
Sie muhten beide sterben,
Sie hatten sich viel an sieb.

1. Kapitel.

„Sie muhten beide sterben, — sie hielten sich viel zu lieb —“, wiederholte leise das junge Mädchen am Ruhstuhl in dem einfachen, aber freundlichen Zimmer, während es tränennisch das Buch, in dem es gelesen, in den Schoß hinstellte.

„Woran denkt Du, mein Kind?“ fragte da eine matte Stimme vom Sofa her.

„Ich, Mütterchen? Augenblicklich an nichts! Wünschst Du aber vielleicht etwas?“

Das junge Mädchen wollte aussiechen.

„Nein, nein, bleibe sitzen, Kind — lies noch ein Beilagen, bis die anderen aus der Schule kommen, dann hast Du ja wieder zeitlich zu tun! — Ach, wenn ich Dich nicht hätte, was sollte da aus den Kindern werden! Vater kam sich nicht so um sie kümmern, wie er wohl gern möchte, da ihm die Zeit fehlt, und ich —? Seit Wochen liege ich nun schon — und alles ruht auf Dir!“

Aber Mütterchen, rege Dich nicht auf — ich tu doch alles gern, und ist es nicht meine Pflicht, Dich zu vertreuen, wenn Du krank bist? Und dabei war sie zu den Kranken geeilt, trierte vor dem Sofa nieder und streichelte liebvolle den eingefallene bleiche Wangen.

Zärtlich blickte die Mutter auf die Tochter und strich leise über deren goldig schimmerndes Haar. Sie betrachtete sie eine Weile schwiegend, bis sie plötzlich sagte:

„Ach Reni, wenn ich daran denke, daß Du einmal fortgehen würst von uns, wird mir das Herz schwer!“

Aber wie kommt Du darauf, Mutting? Hab ich je dergleichen verlauten lassen? Wo soll' ich hin? Vorläufig habt Ihr mich doch ein bißchen nötig.“

Weißt Du, mein Kind, ich fühle mich heut ganz gut, und da möchte ich gern etwas mit Dir besprechen.“

„Da bin ich aber neugierig, was Du mir Wichtiges anvertrauen würst! — So, ich sehe mich auf das zu.

„Hänschen hier und höre Dir aufmerksam zu“, und zartlich nahm Maria Regina der Mutter Hand in die ihre. „Sieh, mein Kind, Du bist nun schon zwanzig Jahre! Da liegt der Gedanke nahe, daß Du einmal heiraten wirst und von uns gehen.“

„Ah das Deine Sorge? Dann sei beruhigt! Ich — heiraten? Wen wohl? Nein, ich bleibe bei Euch! — Wie kommt Du nur darauf?“

Aber Regina, warum weisst Du den Gedanken so weit weg? — Es ist doch einmal unsere Bestimmung —“

„Geheiratet zu werden? Dafür danke ich, Mutting, daß habe ich nicht nötig!“

„Aber ich unterbricht mich doch nicht, Kind, die Sache ist zu ernst, als daß Du darüber lachst! — Ja, ja, um Dir kurz zu sagen, Vater und ich würden uns sehr freuen, wenn Du die Frau eines braven Mannes würdest!“

„Liebe Mutter, wie Du nur sprichst — als ob Ihr gar schon solchen braven Mann für mich bereit hättest! — Ja? Af's nicht so? Denn ich, ich weiß von keinem Freiersmann — ich bin wirklich gespannt auf den braven Mann, Mutting!“

Regina, wenn Du weiter spottest, reast Du mich nur auf! —“

„Aber liebe Mutter, verzeihe mir! Es war nicht böse gemeint! Also — ich bin ganz Ohr!“

„Nun wohl, so höre! Diafonus Peiffer hat gestern Nachmittag Vater gefragt, ob er uns als Schwiegersohn willkommen sei — bitte, unterbrich mich nicht — sein Geißblatt für Dich kann Dir unzählig ein Geheimnis sein, er ist ein durchaus ehrenwerte Mann, der Dich aufrichtig liebt und in Dir sein höchstes Glück sieht — seine eigenen Worte! — Und Vaters und meine Ansicht ist die, daß Du uns keine größere Freude machen kannst als seinen Antrag anzunehmen!“

„Ah, das ist der brave Mann!“

Regina sprang auf und ging im Zimmer umher; diese Mitteilung kam ihr doch etwas unerwartet.

„Ach, was sagst Du dazu? Ist es nicht ein großer Glück?“

Gepeinigt blickte die Frau in das lächelnde Gesicht der Tochter.

Diese zuckte die Achseln.

„Ansichtssache, Mutter! Weshalb aber hat er nicht den Mut, mich selbst zu fragen? Doch es ist ganz qui! Ich hätte ihm doch keine andere Antwort geben können als „nein“!“

„Sehr verständig meinte Frau Peiffer:“

„Ich begreife Dich nicht, Reni! was wirn zur Woran! warfst Du eigentlich? Andere würden mit laufend freudig zugreifen! Sieh es doch ein, ich spreche mir zu Deinem Besten! Uns würde es ja sehr schwer fallen, Dich von uns zu geben, — aber wir sind dann in bezug auf Deine Zukunft vernichtet! — Du weißt, eine arme Pfarrerstochter heiratet heutzutage so leicht niemand! Ada und Friederike wachsen auch heran, die Jungen kosten immer mehr — und sieh, wie nett weiß es, Du bleibst sogar an unserer Kirche, — Vaters herzenloswunsch ist es auch; er vertraut Dich, die Du doch sein Liebling bist, dem Diafonus gern an! Also sage „ja“, Reni! Wenn Du es Dir recht überlegst, kannst Du ja zu keinem anderen Entschluß kommen.“

Und bittend blickte die Frau Peiffer ihre Tochter an.

„Liebe Mutter,“ entgegnete Regina, „ich habe Dir zufällig zugehört und gebe zu, daß Du von Deinem Standpunkt aus recht hast. Aber dennoch kann ich den Diafonus nicht heiraten, wenn ich ihn auch sehr möge.“

„Aber warum nicht, Regina? Du laufst doch keine rohen Ansprüche machen. Heutzutage heiraten die meisten jungen Leute nach Geld und der Diafonus ist doch ein so netter Mann!“

„Liebe Mutter, höre mich, bitte, ein paar Minuten ruhig an,“ sagte Regina, sich neben die Mutter sehend und deren Hand fassend, „nicht wahr, Ihr wisst, wie ich Euch habe? Wie ich alles gern tue, was in meinen Aräten steht? Wiederholst hast Du mir gesagt, daß Du zufrieden mit mir bist! Dies Vorb war mir Belohnung genug und zugleich Ansporn, mich weiter zu vervollkommen, daß ich Deine Stelle ganz ausfüllen könnte, damit Vater und den Kindern während Deiner Krankheit nichts abging!“

„Siebst Du, Mütterchen, für Euch tue ich das alles gern — für Euch und mit Euch würde ich mich noch viel mehr einschränken — freudig, ohne Murren! Aber wenn ich denke, für mich in meinem eigenen Haushalt — nein! — Du siehst mich verwundert an — halte es aber nicht für Egoismus oder Hochmut, wenn ich so rede! — Der Diafonus hat mir sein Gehalt, sein Vermögen, wie er selbst gesagt hat. Demnach müßte mein Haushalt sehr bescheiden sein, und das mag ich nicht!“

„Aber Regina, bei uns!“

„Nein, Mutter, das mag und kann ich nicht, mich einschränken für meine Person in meiner Ehe — führt sie mit steigender Leidenschaft fort, ohne die Unterbrechung durch die Mutter zu beachten und zu hören, daß die Tür sich öffnet und ihr Vater auf der Schwelle steht.“